

Deborah Ziegler
Die Welt ist ein schöner Ort



GOLDMANN
Lesen erleben

Inhalt

Die Geschichte von Brittany Maynard hat Millionen von Menschen auf der ganzen Welt bewegt. Brittany war mit 29 Jahren an Krebs erkrankt. Nachdem sich ihr Hirntumor als unheilbar herausstellte, fasste sie den Entschluss, ihrem Leben ein Ende zu setzen, statt zu warten, bis der Tumor sie allem beraubte. Da dies jedoch in ihrem Heimatstaat Kalifornien nicht erlaubt war, zog Brittany nach Oregon, wo sie im November 2014 im Kreis von Familie und Freunden eine tödliche Medikamentendosis einnahm. Doch Brittany kämpfte nicht nur für ihr eigenes Recht auf einen selbstbestimmten Tod, sie intensivierte die grundsätzliche Debatte um Sterbehilfe durch zahlreiche Interviews und Videobotschaften und sorgte damit international für Schlagzeilen. In vielen US-Staaten wurde aufgrund ihres Falles erwogen, selbstbestimmtes Sterben zu legalisieren. In Kalifornien wurde es bereits umgesetzt.

In »Die Welt ist ein schöner Ort« erzählt Brittanys Mutter eindringlich und bewegend aus dem kurzen Leben ihrer geliebten Tochter. Zusammen mit Erinnerungen an Brittanys Kindheit entsteht so ein einfühlsames Bild der komplexen Beziehung zwischen Mutter und Tochter, Leben und Tod – und Festhalten und Loslassen.

Autorin

Deborah Ziegler wurde 1956 in Albuquerque, New Mexico, geboren. Sie studierte Pädagogik und unterrichtete fünfzehn Jahre lang Englisch und Naturwissenschaften. Derzeit lebt sie mit ihrem Mann Gary und zwei Hunden in Kalifornien und hält Vorträge über selbstbestimmtes Sterben.

Deborah Ziegler


Die Welt ist ein schöner Ort

Der Weg meiner Tochter
in einen würdevollen Tod

Aus dem Amerikanischen
von Eva Kemper

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

I. Auflage

Taschenbuchausgabe August 2018

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2016

by Wilhelm Goldmann Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

unter Verwendung von Motiven von FinePic®, München,

sowie eines Autorenfotos von © Deborah Ziegler

DF · Herstellung: kw

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-15957-4

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



*Für Brittany, meine Sweet Pea.
Flattere in mein Herz, wann immer du willst.*



»Urteile nicht über die trauernde Mutter. Sie kann in vielen Gestalten auftreten. Sie atmet, aber sie stirbt.

Sie mag jung aussehen, aber im Innern ist sie uralte geworden. Sie lächelt, aber ihr Herz weint. Sie ist hier, aber ein Teil von ihr ist für alle Ewigkeit an einem anderen Ort.«

Unbekannter Verfasser

Inhalt

Vorwort 11

Eins: Katastrophe 15

1. Das Unheil kündigt sich an 17
2. Schlechte Neuigkeiten 32
3. Kleiner Dickkopf 50
4. Lieder aus anderen Büchern 56
5. Zu zweit 66
6. Versprechen 77
7. Sweet Pea 88
8. Kraniotomie 95

Zwei: Zurückweisung 109

9. Leugnen 111
10. Vom Kind zur Jugendlichen 119
11. Erholung 131
12. Highschool-Hölle 152
13. Eine schlechte Mutter 176
14. Flügel werden 195
15. Es kann immer noch schlimmer werden 203

Drei: Offenbarung 219

16. Erste Liebe 221
17. Kein Kuchen für euch 232
18. Berkeley Girl 250

19. In Alaska den Moment genießen 259
 20. Sinneswandel (Das Vorrecht einer Frau) 272
 21. Ein Nest bauen, in dem man sterben kann 280
 22. Trautes Heim 303
 23. Liebe dich, hasse dich 314
 24. Freier Vogel 331
 25. Vortrauer ist scheußlich 343
 26. Bergsteigen und eine Hochzeit 354
 27. Neunundzwanzig Jahre 363
 28. Verheiratet 388
 29. Ich will sie zurück 397
 30. Staub zu Staub 409
- Epilog: Machu Picchu 427
- Danksagungen 443
- Quellennachweise 445

Vorwort

»Sei sanft. Lass nicht zu, dass die Welt dich hart macht. Lass nicht zu, dass Schmerz dich in den Hass treibt. Lass dir deine Zartheit nicht von der Verbitterung stehlen. Und wenn dir auch die ganze Welt widerspricht, sei stolz darauf, dass sie in deinen Augen noch immer ein schöner Ort ist.«

Iain Thomas, I Wrote This For You

Diese Geschichte erzählt von gewöhnlichen Menschen, die Ungewöhnliches geleistet haben. Es ist die Geschichte einer Familie, die mehr als einen verheerenden Sturm überstehen musste. Der letzte Sturm war der finsterste, er hat Wunden und gebrochene Herzen hinterlassen. Wer mir in die Augen blickt, kann das nicht übersehen. Die Schwermut ist immer da, selbst wenn ich lächle. Auch meinem Mann steht ins Gesicht geschrieben, dass er leidet. Die Geschehnisse haben uns für immer verändert.

Ich werde oft gefragt: »Was hast du auf deiner Reise gelernt?« Ich weiß noch, dass ich in den ersten Phasen der Trauer dachte: *Ich soll nicht nur weiterleben, einen Fuß vor den anderen setzen, ich soll dabei auch noch was lernen?* Das war ein stiller Vorwurf, eine instinktive Reaktion auf diese Frage. Im Laufe der Zeit habe ich durch

meine Trauer begriffen, dass es die Mühe wert ist, nach einer Antwort darauf zu suchen, und dass es vielleicht sogar etwas verändert. Wenigstens war es bei mir so.

Kurz nach dem Tod meiner Tochter habe ich mir zwei Worte auf den rechten Fußrücken tätowieren lassen, die mich daran erinnern sollen, dass ich durch meinen Schmerz nicht hart oder verbittert werde. Sie lauten: »Sei sanft«. Darunter steht Brittany's Geburtsdatum.

Dieses Buch ist meine Art, sanft zu sein. Darin entblöße ich meine verletzte Seite. Ich offenbare die wunderbare Seele meiner Tochter, ihre Wut und Furchtlosigkeit, ihre feste Entschlossenheit und unseren verzweifelten Kampf gegen etwas, das der natürlichen Ordnung so vollkommen widerspricht. Keine Mutter sollte ihr Kind begraben müssen. Kein Kind sollte seiner um sich schlagenden Mutter die Augen öffnen müssen, weil sie sich die hässliche Wahrheit einfach nicht eingestehen will. Meine tapfere Brittany stellte sich der Wahrheit eher als ich. Ich brauchte lange, aber am Ende musste ich dem Tod direkt ins Auge blicken. »Ich werde bald sterben, Momma. Begreifst du das nicht?«

Neunundzwanzig Jahre lang habe ich meine Tochter über alles geliebt. Doch ich habe gelernt, dass sie nicht körperlich anwesend sein muss, damit ich sie lieben kann. Ich kann sie auch jetzt noch lieben, obwohl sie von mir fortgeflogen ist. Mein Herz ist offen, sie kann einfach hinein- und wieder davonflattern.

Meine Tochter hat ihr Bestes gegeben. Davon bin ich felsenfest überzeugt. Sie hat sich bemüht, das Richtige zu tun. Das klingt einfach, aber das ist es nicht. Schauen Sie sich um. Wer enttäuscht Sie, wer verletzt Sie? Geben diese Menschen ihr Bestes? Tun Sie das? Fühlen wir uns siche-

rer, wenn wir glauben, unser Bestes sei besser als das der anderen?

Sehen Sie sich unheilbar Kranke an. Geben sie ihr Bestes? Wie können wir es wagen, über sie zu urteilen? Wie können wir es wagen, ihnen zu sagen, wie sie sterben sollen? Warum drängen wir ihnen unsere Überzeugungen auf? Warum manipulieren wir sie so, dass sie weiterkämpfen, obwohl sie nicht mehr kämpfen können?

Alle, die Brittany in den Tod begleitet haben, waren fehlbar. Wir waren wütend, traurig, tapfer und ängstlich. Wir waren Menschen. Aber jeder von uns in dem gelben Häuschen in Portland hat sein Bestes gegeben. Das ist eines der wichtigsten Dinge, die ich gelernt habe, und es tröstet mich sehr. Meine Tochter wusste, dass sie geliebt wurde. Selbst in den schlimmsten Momenten wusste sie es, genau wie ich ihre Liebe spürte. Die Liebe hat uns Kraft gegeben, damals und jetzt.

Unser Leben ist wild und kostbar, und ich habe versprochen, dass ich versuchen werde, diese Worte in meinem Herzen, in meinem Lachen, in meinen Plänen für ein mutiges Leben zu bewahren. Das hat Brittany sich für mich gewünscht.

EINS

Katastrophe

»Ich habe als Mutter wie verrückt auf alles geachtet,
um nur ja jede Katastrophe von uns abzuwenden.«

*Ann Hood, What I Never Told Anyone About Her Death,
life@salon.com, 16. Mai 2011*

I

Das Unheil kündigt sich an

31. Dezember 2013 bis 1. Januar 2014

»Den schlimmsten Momenten im Leben gehen manchmal kleine Beobachtungen voraus.«

Andy Weir, Der Marsianer

Der erste Schritt aus der Welt, in der ich früher gelebt habe, glich eher einem heftigen Schubs. Ich konnte nicht erst vorsichtig die Zehen aus der Tür strecken. Ich wurde brutal in ein neues Leben gestoßen.

Spät am Silvesterabend 2013, als Brittany eigentlich essen und tanzen gehen sollte, rief mich mein Schwiegersohn aus einem Krankenwagen heraus an. Dan sagte, Brittany habe scheußliche Kopfschmerzen. Sie waren in ein Krankenhaus gefahren, wo eine Computertomografie einen Schatten auf ihrem Hirn gezeigt hatte. Weil das Krankenhaus keine Kernspintomografie durchführen konnte, waren sie jetzt unterwegs zu einer größeren Klinik mit den richtigen Geräten.

»Soll ich versuchen, heute Nacht einen Flug zu bekommen? Falls es Nachtflüge nach Oakland gibt.«

Dan antwortete, sie müsse erst die Aufnahmeuntersuchung und die Kernspintomografie hinter sich bringen, deshalb wäre es am nächsten Morgen früh genug. Er gab das Handy an meine Tochter weiter.

»Momma, ich habe solche Kopfschmerzen«, sagte Britt. Durch die Schmerzmittel klang ihre Stimme belegt und undeutlich. »Sie haben ein CT gemacht und einen Schatten auf meinem Hirn gefunden. Vielleicht ist es ein Tumor.«

Mir blieb das Herz stehen, mein Verstand wollte diese Möglichkeit nicht wahrhaben. »Denk nicht gleich so etwas, Schätzchen. Zieh keine voreiligen Schlüsse. Kleines, ich bin bald da. Morgen bin ich bei dir.«

Gary buchte mein Flugticket, während ich wahllos Kleider in einen Koffer warf. »Hör auf deinen eigenen Rat«, sagte Gary. »Zieh keine voreiligen Schlüsse. Ich besorge jemanden, der nach deinem Vater sieht und bei den Hunden bleibt. Dann komme ich später nach.« Er legte mir die Hände auf die Schultern. »Versuch, heute Nacht ein bisschen zu schlafen. Du musst ausgeruht sein, wenn du ankommst.«

Als ich am nächsten Morgen von San Diego nach Oakland flog, überlegte ich, woher der Schatten auf Brittanys Hirn stammen konnte. Meine Tochter und ein Hirntumor? Das war einfach unmöglich.

Brittany war immer ein gesundes, aktives Kind gewesen. Mit ihren guten eins fünfundsiebzig strahlte sie Stärke und Lebenskraft aus. Als ich durch das Flugzeugfenster in den wolkenlosen Himmel schaute, schoben sich Bilder vor mein inneres Auge wie bei einer lautlosen Diaschau.

Drei Jahre alt. Sie hatte die Füße auf dem Armaturenbrett ihres Bobbycars und kreischte begeistert. »Schneller, Momma, schneller!«

Vorschule. Das Gesicht hinter ihren Locken verborgen hing sie kopfüber am Klettergerüst. »Guck mal! Momma, guck mal!«

Erste Klasse. Britt beugte sich über ihre Hausaufgaben und malte so lange Buchstaben, dass sie vom festen Druck auf ihren dicken Anfängerstift eine Beule am Finger bekam.

Grundschule. Mit blitzenden grünen Augen und glockenklarer Stimme trug Britt ihre Soli als Prinzessin Jasmin vor. Im Duett mit dem Jungen, der Aladin spielte, schmetterte sie furchtlos ihren Text und sang davon, unbeschwert durch den funkelnden Himmel zu fliegen. Sie streckte dem strahlenden Publikum die Arme entgegen, jeder Ton saß perfekt. Wie prophetisch dieses Lied über wundersame Dinge, die man entdecken kann, werden sollte. Aber einen Aladin, der sie begleitet, würde sie nie brauchen.

Zehn, elf Jahre alt. Die Mittelstufe gehörte dem Tumbling, einer Turnsportart, dem Cheerleading und Schlittschuhlaufen. Mühelos gelangen ihr sportliche Glanzleistungen.

Highschool. Zwischen Höhenflügen und Bruchlandungen rebellierte Britt, um sich ihre Freiheit zu erkämpfen. Fast tailenlanges honigbraunes Haar, ein Lächeln, das den Jungs den Atem verschlug. Sie schwänzte vor Übermut den Unterricht und war in der Schule trotzdem immer hervorragend.

Gerade erwachsen. Eine Reise nach Costa Rica zu einer von Frauen geleiteten Farm weckte in Britt eine tiefe Sehnsucht nach ehrenamtlicher Arbeit, nach unberührter Natur und Abenteuern voller Action. Damals zeigte sich zum ersten Mal die junge Frau, die gern wanderte, Bungeejumping liebte und Fremde zu Freunden machte.

Während ich zu meiner kranken Tochter flog, stellte ich mir ihr strahlend weißes Lächeln vor, ihre muskulö-

sen Beine und kräftigen Arme, mit denen sie sich in die Lüfte schwang und sich unbekümmert ins Leben stürzte. Ich sah ihre langen gebräunten Beine im weiß schäumenden Wasser vor mir, als sie sich über rutschige Felsen abseilte. Ich sah meine Kleine mit Schwimmweste und Helm auf einem Floß, das im Wildwasser kaum noch zu erkennen war. Britt brachte als Einzige ein verschmitztes Grinsen für die Kamera zustande, während alle anderen das Gesicht verzogen und wild paddelten. Ich dachte an ihr Lachen – der allerschönste Laut, den ich je gehört hatte –, als sie über eine Hängebrücke lief und sie absichtlich zum Schwanken brachte, um den Rest der Gruppe aufzuschrecken.

Britt still und reglos in einem Bett konnte ich mir nicht vorstellen. Meine Tochter gehörte einfach auf einen fliegenden Teppich.

Brittanys Schwiegermutter Carmen holte mich vom Flughafen ab. Wir umarmten uns. Ihr gedrungener Körper war stocksteif, als sie mich an sich drückte. Sie fuhr mich zum Krankenhaus, wo mein einziges Kind auf frischen weißen Laken in der neurologischen Intensivstation schlief.

Carmen sagte, an diesem Tag solle eine Kernspinuntersuchung durchgeführt werden, die deutliche Ergebnisse hervorbringen würde. Die Computertomografie im ersten Krankenhaus hatte ja nur ein verschwommenes Bild geliefert. Ihre Stimme war klar und hatte einen leichten kubanischen Akzent, den ich bezaubernd fand. Carmen und ihr Mann Barry waren seit dem Verlobungssessen unserer Kinder mit Gary und mir eng befreundet. Sie erzählte auch, dass Barry sich um Charley und Bella kümmerte, Britts und Dans Hunde. Ich dachte an den gutherzigen,

starken Barry, bei dem die Hunde sofort ruhig wurden. Die ganze Familie nannte ihn nur den »Hundeinflüsterer«.

Carmen und ich liebten unsere Kinder von ganzem Herzen. Dan war Carmens ganzer Stolz, und ich empfand Brittany gegenüber genauso.

Damals wusste ich nicht, dass eine Kernspintomografie die bevorzugte Untersuchungsmethode bei Hirntumoren ist. Eine Weile lang fuhren wir schweigend weiter. »Was bedeutet ein Schatten auf dem Hirn?«, fragte ich schließlich.

Carmen antwortete, das wisse sie nicht, aber Dan würde es uns erklären, wenn wir dort wären. Auf dem Weg zum Krankenhaus betete ich stumm, während ich in dem stillen Van saß. Brittany klagte seit fast einem Jahr über Kopfschmerzen. Hatte sie Migräne? Wurden sie von Stress ausgelöst? Den Nebenhöhlen? Wir hatten zusammen eine ganze Reihe von Hypothesen aufgestellt, was die immer lähmenderen Schmerzen verursachen könnte. Nachts wurde das Pochen in ihrem Kopf manchmal so stark, dass es alles andere ausblendete und Brittany sich nur noch in die Dusche hocken und sich warmes Wasser auf Hals und Nacken laufen lassen konnte. Ich hatte im Internet nach Antworten gesucht, aber es gab Hunderte von möglichen Gründen.

Brittany trank, so gut es ging, keinen Wein. Sie achtete darauf, regelmäßig Sport zu treiben. Sie mied Nitrate und kaufte frische Biolebensmittel. Bildeten wir es uns nur ein, oder besserten sich ihre Kopfschmerzen, wenn sie Gary und mich in Südkalifornien besuchte?

Nach ihrer Hochzeit mit Dan Ende September 2012 hatte Brittany sich eine junge Deutsche Dogge gekauft, zusätzlich zu ihrem anhänglichen, aus schlechten Verhält-

nissen geretteten Beagle Bella. Sie meinte, sie sei in Nordkalifornien einsam und wolle so gern einen Welpen haben, der ihr Gesellschaft leistete. Waren die Hunde eine zu große Belastung?

Kurz nach der Heirat hatte Brittany auch einen Neurologen aufgesucht. Sie hatte sich für ihn entschieden, weil er in westlicher und östlicher Medizin ausgebildet war und mit einem ganzheitlichen Ansatz warb. Obwohl Brittany beschrieb, dass die Kopfschmerzen einsetzten, wenn sie zu Bett ging, und so heftig waren, dass sie sich übergeben musste, sagte der Arzt ihr, sie habe »Frauenkopfschmerzen«, die sich legen würden, wenn sie ein Kind bekäme. Brittany war deswegen ein bisschen beleidigt, weil er ihrer Meinung nach andeutete, die Kopfschmerzen seien eine Kombination aus dem Stress als Frischverheiratete und einem hormonellen Ungleichgewicht. Ich traute mich nicht, es auszusprechen, aber ich dachte, er könnte vielleicht recht haben.

Später sprachen Britt und ich darüber, dass dieser Neurologe keine Kernspintomografie angeordnet hatte und der wachsende Tumor deswegen nicht entdeckt worden war. Der Arzt hatte offensichtlich wichtige Informationen nicht beachtet. Die Kopfschmerzen wurden schlimmer, wenn Britt lag. Nachts musste sie sich vor Schmerzen heftig übergeben und flüchtete sich unter eine warme Dusche. Allerdings hörten wir von anderen Neurologen (verteidigen sie sich immer gegenseitig?), dass jedes Jahr hundert Millionen Amerikaner über starke Kopfschmerzen klagen und fünfunddreißig Millionen von ihnen unter migräneartigen Schmerzen leiden. Würden Ärzte für all diese Patienten eine Kernspintomografie anordnen, würde das gesamte Gesundheitssystem bankrottgehen. Deshalb

ebbt unsere Wut und das Bedürfnis, dem Arzt einen geharnischten Brief zu schreiben, mit der Zeit ab. Es gab so viele andere Dinge, mit denen wir fertigwerden mussten – uns blieb nichts weiter übrig, als mit dieser Sache abzuschließen und nach vorne zu sehen.

Der Arzt riet ihr außerdem von zu viel Koffein, Rotwein, industriell verarbeitetem Fleisch, Lebensmitteln mit Natriumglutamat und Süßstoff ab, denn all das könne Kopfschmerzen auslösen. Brittany entwickelte eine tiefe Abneigung gegen Süßstoff und schimpfte immer mit mir, wenn ich zuckerfreie, aromatisierte Kaffeesahne nahm.

Der Neurologe verschrieb ein unter die Haut zu spritzendes Schmerzmittel, einen selektiven Serotonin-Antagonisten, der die Blutgefäße im Gehirn verengt. Das Mittel wird gegen Migränekopfschmerzen eingesetzt. Britt suchte sich eine Stelle oben am Oberschenkel aus, wischte sie mit einem Alkoholtuch ab und benutzte einen Autoinjektor. Nur halfen die Spritzen nicht. »Sagst du ihm, dass das Medikament nicht wirkt?«, fragte ich.

»Weiß nicht. Vielleicht muss ich dem Mittel erst eine Chance geben.« Brittany wechselte das Thema, bevor ich weitere Ratschläge anbringen konnte. »Mom, hast du nicht Lust herzufliegen? Ich suche jemanden, der mit mir Haitauchen geht.«

»Großer Gott. Nein, ich will nicht Haitauchen.«

»Wir würden mit einem Boot zu den Farallon-Inseln vor San Francisco fahren, da sieht man oft weiße Haie, die so groß wie ein Auto sind! Du könntest sie dir einfach vom Boot aus ansehen. Und ich gehe im Haikäfig runter.«

»Für ein paar Tage Wellness und Massage würde ich schon kommen. Wie schaut es damit aus?«

»Typisch Mütter. Du kannst doch nicht immer nur

Wein und Massagen wollen«, zog sie mich auf. »Weißt du, was dieser Dussel Charley gemacht hat? Er hat meine Zahnsparren gefressen, alle beide. 750 Dollar für kieferorthopädische Mittel. Einfach runtergeschluckt.«

Als ich auflegte, dachte ich, so ernst könnten die Kopfschmerzen nicht sein, wenn sie mit Haien tauchen will.

Als ich jetzt, am 1. Januar 2014, neben Carmen in ihrem makellos gepflegten Van saß, überlegte ich, was dieser Schatten auf dem Hirn sein könnte. Könnte Flüssigkeit einen Schatten verursachen? Könnte es ein Blutgerinnsel sein? Ich weigerte mich schlicht, das Wort »Tumor« überhaupt zu denken.

Das war absolut unwahrscheinlich, nichts, worüber ich mir Sorgen machen müsste, sagte ich mir. Niemand würde einen Tumor als »Schatten« bezeichnen. War es vielleicht eine Art Infektion? Auch wenn ich mir einreden wollte, dass wir der Ursache der Kopfschmerzen auf den Grund gehen und Brittany dann mit nach Hause nehmen würden, ertönte in meinem Innersten ein Warnsignal. Keine schrille mechanische Sirene, eher der dumpfe, schwermütige Ton eines Nebelhorns. Dieser kummervolle Klang verließ mich nicht mehr. Ich höre ihn immer noch, wenn es Nacht wird und ich zu viel nachdenke.

Carmen fuhr auf den Parkplatz eines weitläufigen, modernen Glasbaus, und wir eilten zum Empfang. Im ersten Stock setzten wir uns in ein kleines Wartezimmer. Weil Brittany nur zwei Besucher gleichzeitig erlaubt waren, wollte Dan mich auf die Intensivstation mitnehmen, während Carmen im Wartezimmer blieb.

Dan erschien in der Tür. Ich lief zu ihm und umarmte ihn. Er berichtete, auf ihrem Hirn sei ein großer Schatten

zu sehen, es seien weitere Untersuchungen angesetzt und sie sei wach. Er wirkte so gefasst, dass ich ruhiger wurde.

Dan nannte an einer Gegensprechanlage unsere Namen, der Summer wurde gedrückt, und wir wurden in die Intensivstation eingelassen. Auf der Suche nach meiner Tochter blickte ich durch die Fenster des Korridors in die Zimmer, an denen wir vorbeikamen. Die wuchtigen Geräte, die ich dort entdeckte, waren schon zu viel für mich; mir schossen die Tränen in die Augen. An die bedrohlichen Maschinen, die blinkten und piepsten, waren Patienten angeschlossen.

Dan bog in ein Zimmer ab, und dann sah ich sie. Eine Krankenschwester zog Brittany an den Schultern hoch, aber ihr Kopf hing schlaff zurück. Der elegante, lange Hals war gestreckt, die dunklen Haare hoben sich scharf vom frischen weißen Kopfkissen ab. Der Arzt wiederholte ihren Namen laut und eindringlich. »Brittany, wachen Sie auf! Brittany!« Sie hatte die Augen geschlossen und antwortete nicht. Im Hintergrund piepste eine der Maschinen unaufhörlich und ließ eine rote Zahl aufblinken, die mir nichts sagte. Der Arzt zog Britts Lider hoch und leuchtete ihr mit einer winzigen Taschenlampe in die Augen. Keine Reaktion.

Ich lief zu ihrem Bett und berührte ihre Hand, aber ich hob sie nicht an, weil auf den Handrücken zwei Infusionsschläuche geklebt waren. »Brittany, Schätzchen. Momma ist hier. Wach auf.« Ich sprach laut und beugte mich zu ihrem Ohr. »Wach auf, Schätzchen! Momma ist hier.« Tränen strömten mir über das Gesicht. »Sweet Pea, ich bin hier.« Ich wünschte mir so sehr, sie würde meine Stimme erkennen und zu sich kommen.

Immer noch nichts.

Mein Gott, sie ist tot, dachte ich. Mir zitterten die Knie. *Ich konnte mich nicht einmal verabschieden.*

Was sagten die Leute da – ging es um mich? Jemand zog mich am Arm. Dan und ich wurden hinausgeschickt. Eine Krankenschwester drängelte sich an uns vorbei.

Im Wartezimmer fiel ich auf die Knie. »Nimm mich«, flehte ich. »Nimm mich. Nicht sie, nicht sie!«

Mein ganzes Gesicht war tränennass. Mein Haaransatz war verschwitzt. Ich bekam keine Luft. Es war, als hätte man mir ein lebenswichtiges Organ herausgerissen.

Carmen kam herüber und streichelte meinen Rücken. Mit verschwommenem Blick schaute ich zu ihrer besorgten Miene auf. Ich hatte das Gefühl, ich würde auf einer ganz urwüchsigen Ebene reagieren, wie eine Wölfin, die von ihrem Welpen getrennt wurde. Mein Innerstes wollte einfach am Bett meines Kindes wachen. »Ich muss Gary anrufen«, keuchte ich.

Carmen holte ihr Handy heraus und suchte seine Nummer.

Dan ließ sich auf einen Stuhl fallen. Fassungslos sagte er, er habe gehört, wie der Arzt Narcan verordnet hätte, ein Medikament, das Drogenabhängigen verabreicht wird.

»Wer hat das veranlasst?« Ich hörte auf zu wimmern und versuchte, mich zu konzentrieren.

»Hat der Arzt ihr etwa eine Überdosis gegeben?«, fragte ich. Erneut traten mir die Tränen in die Augen. Dan zog los, um herauszufinden, warum Britt Narcan erhalten hatte.

Carmen hielt mir das Handy ans Ohr, und ich hörte es klingeln. Ich umklammerte das Gerät. Garys Stimme riss den Damm vollends ein.

»Komm her«, schluchzte ich ins Handy. »Britt geht es schlecht. Sehr schlecht. Ich brauche dich.«

»Schatz, nicht so schnell. Ich verstehe dich nicht.« Garys Stimme verklang, als ich Carmen das Handy reichte.

Ein kehliger Laut stieg aus meinem Innersten auf. Ich heulte wie ein Tier und wiegte mich auf dem Boden vor und zurück. Als das Wehklagen zu einem Schluchzen abgeebbt war, kehrte Dan ins Wartezimmer zurück. Auf seinem Gesicht lag ein Lächeln. Britt war bei Bewusstsein. Das Narcan hatte angeschlagen.

Sie lebt.

Ich folgte ihm den Flur entlang, wo jemand die Doppeltür öffnete und uns wieder hereinließ.

In Britts Zimmer war der Vorhang zugezogen. Der ganze Raum war schwach beleuchtet. An den Geräten blinkten Zahlen auf, aber nichts piepste warnend. Die Schwester wies uns darauf hin, dass wir uns an die Verhaltensweisen bei Hirnschäden halten mussten, die auf der weißen Wandtafel standen. »Gedämpftes Licht. Kein Fernsehen. Leise sprechen.« Brittany saß hochgelagert im Bett.

»Diesen Winkel dürfen Sie nicht verstellen«, warnte die Schwester uns. »Senken Sie nicht das Kopfteil ab.«

Ich ging zu Brittany und sagte leise: »Ich bin's, Momma, Britt. Momma ist hier.« Ich berührte ihr Haar.

Britt öffnete die Augen. Ihre Pupillen, winzige Punkte, richteten sich auf mich. Ein Auge öffnete sich weiter als das andere. Das schwere Augenlid flatterte.

»Es tut mir leid, Momma«, flüsterte sie. »Ich werde nicht für dich sorgen können, wenn du alt bist, so wie du für Grandpa sorgst.« Tränen traten ihr in die Augen und liefen über ihr Gesicht. »So lange werde ich nicht leben.«

Warum kam sie auf solche Gedanken? Weil sie in den letzten drei Jahren mitbekommen hatte, wie ich mich um meinen alten Vater kümmerte? Ich streichelte ihre gerötete Wange. »Nicht reden, Liebes. Ruh dich einfach aus. Alles wird gut. Ich bin jetzt hier. Momma ist hier.« Leise und liebevoll strömten die Worte über meine Lippen, aber in meinem Inneren dröhnte immer noch das schwermütige Warnsignal. Ich strich ihr die zerzausten Haare hinter das Ohr.

»Ich fühle mich so mies. Ich will das nicht.« Brittany griff nach den Infusionsschläuchen, aber es war, als könnte sie ihre Hand nicht sehen.

»Lass sie erst mal drin.« Ich streichelte ihr übers Haar, während Dan die vier Schläuche, die in ihren Körper führten, entwirrte. Sanft legte er sie gerade auf ihr Bett.

Dan erklärte Brittany, dass die Schläuche bleiben müssten. »Was ist passiert?«, fragte ich die Schwester im Flüsterton.

Aus irgendeinem Grund konnte sie mir nicht in die Augen sehen. »Meine Güte, ja. Wir wissen es nicht genau. Vielleicht hatte sie einen Krampfanfall.«

Mir sträubten sich die Nackenhaare. »Sie war doch bewusstlos, sie hat nicht gezuckt.« Diese Erklärung kaufte ich ihr nicht ab. »Sie hatte noch nie einen Krampfanfall.«

Die Schwester tätschelte mir den Rücken. »Na ja, jedenfalls war es schlimm, dass Sie Ihre Tochter gleich als Erstes so erlebt haben. Keine Angst, jetzt sind ihre Werte in Ordnung.« Sie drückte ein paar Knöpfe an den Geräten, dann verschwand sie eilig aus dem Zimmer.

Dan ging hinaus zu Carmen, um ihr zu erzählen, was passiert war.

Ich überlegte ernsthaft, ob ich dieser Krankenschwes-

ter mein Kind anvertrauen konnte. Meine Tochter war ein Teil von mir und mir sehr ähnlich, nur jünger, klüger, hübscher. Sie war meine innigste Hoffnung. Sie verkörperte die Enkel, die ich hoffentlich irgendwann haben würde. Sie war die vielversprechende Karriere, das Ergebnis des hervorragenden Studiums, das ich mir vom Munde abgespart hatte. Nicht dass sie mir diese Dinge schuldig gewesen wäre; das alles war sie schon, und noch viel mehr. Sie war mein einziges Kind – mein Ein und Alles.

Als ich an ihrem Bett saß, fühlte ich mich alt, steinalt sogar. Ich spürte, wie mir meine Jugend entglitt, wie ich meine Zukunft verlor, wie mein restliches Leben ins Nichts stürzte. Tief in mir wusste ich, dass Brittany, mein Baby, sterben würde. Im Rückblick ist mir klar, dass mein Instinkt es erkannte. Aber an der dünnen Fassade meines angeblich überlegenen menschlichen Verstandes prallte diese Erkenntnis ab. Alles, was ich in meinen siebenundfünfzig Lebensjahren gelernt hatte – von meinen Eltern, in der Schule, vom Leben –, sagte mir, ich müsse weiter diese Maske menschlicher Überlegenheit tragen und das warnende Wimmern in mir überhören.

Wissenschaft. Medizin. Sie würden Brittany retten. Oder Gott würde Brittany retten, durch einen Arzt, der die Wissenschaft und Medizin nutzte. *Genau, eine Kombination aus Glauben und Wissenschaft und Medizin ist doch unschlagbar.* Wenigstens redete ich mir das ein.

Als ich meine schlafende Tochter betrachtete, verspürte ich die gleichen Gefühle, die gleiche Ehrfurcht wie an dem Tag, an dem die Geburtshelferin mit der glitschigen nackten Brittany neben mir gestanden hatte.

»Es ist ein Mädchen«, verkündete die Schwester und streckte mir etwas entgegen, was wie ein winziger Marsmensch aussah.

In diesem Moment empfand ich eine unvergleichliche Liebe. Ich hätte unbarmherzig jeden zermalmt, der meinem Baby wehtun wollte. Meine Tochter war seit nicht einmal fünf Minuten aus meinem Bauch heraus, und trotzdem wusste ich schon, dass ich notfalls für sie sterben würde. Es war, als hätte jemand einen Schalter umgelegt, und von diesem Augenblick an dachte ich unaufhörlich daran, ob es ihr auch gut ging. Bereits jetzt war ich ganz darauf ausgerichtet, dass sie es warm hatte und in Sicherheit war. Ich wollte sie vor allen Gefahren beschützen.

Später schob die Schwester ein Kinderbett ins Zimmer. Darin lag das schönste kleine Wesen, das mir je zu Gesicht gekommen war. Ihr Kopf war perfekt geformt, nicht abgeflacht oder spitz nach dem Weg durch den Geburtskanal, weil ich einen Notkaiserschnitt hatte. Sie hatte dunkle Haare und wunderschöne Haut, als wäre sie sonnengebräunt zur Welt gekommen. Ich liebte mein Kind mit einer leidenschaftlichen Fürsorge, die mich für immer veränderte.

Brittany Lauren lautete der Name, den ich im November 1984 für mein Baby aussuchte. Ich fand ihn originell; meine Mutter war Britin, und der Name bedeutete »aus Britannien«. Tatsächlich hatte ich mich damit in einen Namen verliebt, der zu einem der beliebtesten Mädchennamen der Achtziger wurde.

Weil Brittany mit dem Becken nach unten gelegen hatte und das Krankenhaus Erstgeburten mit Beckenendlage als hochriskant einstufte, hatten die Ärzte einen Kaiser-

schnitt vorgenommen. Mein Gynäkologe hatte gesagt, wenn ich eine natürliche Geburt wolle, müsse ich in ein anderes Krankenhaus wechseln. Fast einen ganzen Monat vor dem Geburtstermin hatte Brittany heftig gestramgelt und die Fruchtblase zerrissen. Dadurch entging ich um einen Tag einer schmerzhaften Prozedur, bei der die Ärzte versucht hätten, sie per Hand herumzudrehen. Sie war mit einer leichten Hüftdysplasie zur Welt gekommen. Ihre Haut wirkte gebräunt, weil sie eine Neugeborenen-gelbsucht hatte. Sie war absolut vollkommen.

Als ich jetzt am Bett meiner erwachsenen Tochter stand, reagierten mein Körper und meine Seele wieder extrem heftig, wie nach der Geburt. Brittany lag hilflos und mit Schmerzen vor mir. Ihr Hirn war von einer Krankheit bedroht. Sie schwebte in Gefahr, und genau wie damals, als ich sie zum ersten Mal sah, spürte ich, dass ich für sie sterben würde.

Nur ist es in einem solchen Fall absolut nutzlos, für sein Kind sterben zu wollen. So etwas wie eine Hirntransplantation gibt es nicht. Ich saß neben meiner wunderhübschen Tochter und wiederholte immer wieder das gleiche Gebet: »Nimm mich, nicht sie. Nimm mich ...« Diese Bitte, dieses Flehen ergab keinen Sinn, es änderte nichts und beruhigte mich auch nicht. Trotzdem konnte ich nicht aufhören.

2

Schlechte Neuigkeiten

1. bis 3. Januar 2014

»In der wirklich finsternen Nacht der Seele ist es immer drei Uhr morgens, Tag für Tag.«

F. Scott Fitzgerald, Der Knacks

Zwei junge Männer ratterten mit einer Tragbahre in das Zimmer der Intensivstation. Brittany wachte kurz auf, blinzelte, wobei ein Lid hing, und sank dann wieder in Schlaf. Dan war zuvor hinausgegangen, um Erkundigungen einzuholen und ein paar wichtige Anrufe zu erledigen. »Was haben Sie vor?«, fragte ich, als die Männer ihren schlaffen Körper auf die Trage zogen.

»Der Neurologe hat eine funktionelle Kernspinuntersuchung angeordnet. Dabei wird das Hirn untersucht, während sie einige Aufgaben erledigt.« Die Pfleger schoben die Trage schon wieder aus dem Zimmer.

»Es ist nur ein Kernspin«, beruhigte ich Brittany auf dem Weg zur Tür der Intensivstation. »Du musst dir keine Sorgen machen, Süße!«, rief ich ihr nach.

»Momma, bleib bei mir«, bat Brittany schläfrig.

Viel zu schnell kam sie zurück. Ein Kernspin hätte länger gedauert, das wusste ich. Ich sah Dan an, der wieder bei mir war. Irgendetwas stimmte nicht.

»Wir konnten die Kernspinuntersuchung nicht durchführen«, sagte der Mann, der die Trage schob. »Sie hat klaustrophobisch reagiert. Wir müssen ihr ein leichtes Beruhigungsmittel geben und es noch mal versuchen.«

»Sie hat noch nie unter Angst oder Klaustrophobie gelitten. Und sie hat solche Untersuchungen schon durchlaufen.« Ich wollte nicht, dass Brittany noch mehr Medikamente bekam, nicht nachdem sie vorhin nicht ansprechbar gewesen war.

Dan wiederholte meine Worte und stand auf, als sie Britt auf ihr Bett umlagerten.

»Sie wollte aus der Röhre klettern. Und hat was von Paradigmen erzählt.« Der Krankenpfleger zuckte mit den Schultern und ging. Gleichzeitig kam ein Arzt herein.

»Sie war höchst unkooperativ und hat sehr deutlich gemacht, dass sie die Untersuchung nicht will.« Der Arzt zog die Augenbrauen hoch. »Vielleicht müssen wir sie ruhigstellen.«

Ich sah ihm unverwandt in die Augen. »Ich finde, sie ist jetzt schon viel zu weggetreten. Sie braucht wohl kaum Medikamente, die sie noch weiter abdriften lassen.«

»Möglicherweise können wir wirklich warten, bis die Wirkung des Dilaudids nachlässt, und es noch einmal versuchen«, räumte er ein. »Dann kann sie auch besser den Anweisungen für die Aufgaben folgen. Ich werde versuchen, die Untersuchung auf später zu verschieben.«

Der Nachmittag verstrich. Dan ging immer wieder hinaus, erledigte ein paar Anrufe und setzte sich danach an Britts Bett. Als Britt zu sich kam, erklärte ich ihr, dass sie vorhin nicht ganz bei sich war und die Ärzte sie für klaustrophobisch hielten. Ich sagte ihr, dass sie die Untersuchung nicht hatten durchführen können.

»Schaffst du den Kernspin ohne Beruhigungsmittel, Kleines?«, fragte ich. Dan schlüpfte ins Zimmer.

»Klar schaffe ich das. Ich bin nicht klaustrophobisch. Du bist klaustrophobisch, Momma. Das ist dein Problem.« Brittany konnte offensichtlich kaum glauben, dass jemand sie für klaustrophobisch hielt. »Ich will mein Laptop haben, Dan. Wo ist es?« Brittany klang energisch, und ihr hängendes Augenlid zuckte.

Während Dan ihr erklärte, dass sie in ihrem Zimmer keinen Computer haben dürfe, fingerte Brittany an ihrem Bett herum und versuchte, das Kopfteil abzusenken.

»Die Schwester hat gesagt, dass dein Bett in diesem Winkel bleiben muss. Du darfst es nicht flacher stellen«, warnte ich.

Dan streckte die Hand aus und wollte Brittany davon abhalten, auf den Knopf zu drücken.

»Ist mir scheißegal, was sie sagt. Es ist unbequem.« Brittany versuchte weiter, das Bett abzusenken. »Und ich habe immer noch Kopfschmerzen.«

Zum Glück wurde sie von den jungen Männern unterbrochen, die mit der Tragbahre zurückkamen.

»Bereit für eine Spritztour?« Lächelnd und plaudernd betteten sie Britt auf die Trage um.

»Dan, ich will mein Laptop!«, rief Brittany, als sich die Doppeltüren der Station leise wieder schlossen.

Dieses Mal blieb sie recht lange weg, daher wusste ich, dass sie die Kernspinuntersuchung erfolgreich durchführen konnten. Aber als ich mir vorstellte, wie Britt mit ihrem armen schmerzenden Kopf in der engen Röhre lag, in der es laut klopfte und wummerte, zuckte ich zusammen.

»Was glaubst du, wie lange wir ihr den Computer vor-

enthalten können?«, fragte ich Dan. Er antwortete, wir sollten es so lange wie möglich versuchen.

Ich vertrieb mir die Zeit damit zu googeln, was mit ihr gemacht wurde. Bei einer funktionellen Kernspinuntersuchung bestimmen die Ärzte Hirnregionen, die mit wichtigen Funktionen wie Sprache, Bewegung, Wahrnehmung oder Planung verbunden sind. Ziel der Untersuchung ist, Wechselbeziehungen zwischen den aktivierten Hirnarealen und den Aufgaben, die der Patient während der Untersuchung ausführen soll, zu ermitteln. Das klang nach einem vernünftigen Test. Dann las ich nach, was bei einer Überdosis Dilaudid passiert. Die Situation, die ich bei meinem Eintreffen im Krankenhaus vorgefunden hatte, als Brittany nicht ansprechbar war und bewusstlos dalag, wurde als Reaktion auf Dilaudid beschrieben, bei der sofort eingegriffen werden musste. Ich fand heraus, dass Dilaudid nach Milligramm berechnet achtmal so stark wie Morphin war. Brittanys schwacher Puls, der niedrige Blutdruck und die winzigen Pupillen passten alle zu einer Überdosis Dilaudid. Schließlich las ich noch, dass als Gegenmaßnahme Narcan verabreicht wurde, genau das Mittel, das der Arzt angeordnet hatte. Narcan wurde als reiner Opioid-Antagonist beschrieben, der der Wirkung einer Opioid-Überdosis entgegenwirkte. Auch wenn ich nicht genau wusste, was mit Brittany passiert war, flößte mir das nicht gerade großes Vertrauen in ihre Behandlung ein. Darüber würde ich mit Gary reden müssen, wenn er kam.

Dann dachte ich darüber nach, dass Brittany beim ersten Anlauf für die Kernspinuntersuchung über Paradigmen gesprochen hatte. Auch wenn sie mit Dilaudid vollgepumpt war, ergab ihre Bemerkung für mich absolut

Sinn. Brittany war in Naturwissenschaften hervorragend. Als Lehrerin für Naturwissenschaften hatte ich gehofft, sie würde in diesen Bereich gehen. Eine Zeit lang hatte sie sich für Immunologie als Studienfach interessiert.

Früher hatten wir manchmal über Paradigmenwechsel gesprochen, über weitreichende Veränderungen von Denkweisen und auch über Paradigmen-Paralysen, die Weigerung, über gängige Denkmodelle hinauszublicken. Damals wusste ich noch nicht, dass meine Tochter einem guten Teil unserer Bevölkerung den Weg zu einem großen Paradigmenwechsel zeigen würde. Meine mütterliche Intuition sagte mir, dass Brittany trotz der starken Medikamente und obwohl sie die Ergebnisse der Kernspintuntersuchung noch nicht kannte, ihren Fokus verlagerte. Sie war immer drei Schritte voraus.

Carmen war so fürsorglich, Gary vom Flughafen abzuholen und ihn direkt zum Krankenhaus zu bringen. Er kam zu mir ins Wartezimmer.

Mit meinen verquollenen Augen, dem verschmierten Make-up und dem panischen Gesichtsausdruck bot ich sicher einen schönen Anblick. Ich lief zu ihm. Er nahm mich in die Arme und strich mir übers Haar. »Was haben die Ärzte gesagt?«

»Noch nichts. Aber es ist schlimm.« Ich weinte an seiner Schulter.

Später schlug ich vor, ich könne die Nacht über bei Brittany auf der Intensivstation bleiben, aber das medizinische Personal lehnte das nachdrücklich ab und erklärte mir, dass Besuche über Nacht verboten seien. Ich widersprach, es sei doch keine gute Idee, sie allein zu lassen, aber ich lief gegen eine Wand.

Gary und ich fuhren mit Dan nach Hause, um ein we-

nig zu schlafen, und fanden auf dem Herd einen riesigen Topf duftender, heißer Linsensuppe. Während ich eine Schüssel mit der herzhaften Suppe füllte, dachte ich, wie lieb es von Carmen war, zwischen den ganzen Fahrten zum Krankenhaus auch noch das zu erledigen. Sie konnte wirklich gut kochen. Die Suppe war ein echtes Trostessen, wie eine feste Umarmung von ihr.

Wir drei setzten uns mit Rotweingläsern an den Tisch und aßen. Wir waren müde, hungrig und stumm. Am liebsten hätte ich wieder geweint. Alle Zimmer waren mit Brittanys Weihnachtsschmuck dekoriert. Überall um mich herum spürte ich, wie sehr sie die Feiertage liebte. Britts Seele erfüllte das ganze Haus. Ihre Hochzeitsfotos und Bilder von ihren Reisen nach Afrika brachten Leben an die Wände des Wohnzimmers.

Dan bestand darauf, allein zu spülen, also gingen Gary und ich ins Bett. Bevor ich das Licht ausschaltete, betrachtete ich die Fotos von dem Elefantenreservat in Thailand, in dem Brittany eine Weile lang gearbeitet hatte. Mein Lieblingsfoto war die Nahaufnahme eines riesigen Elefantenauges. Das freundliche, ausdrucksstarke Auge blickte mich an, als würde das Tier meine Angst und meinen Kummer verstehen. Brittany hatte mir erzählt, dass Elefantenmütter, deren Kalb gestorben war, häufig tief verzweifelt waren. Sie sagte, die Mutter stünde dann über ihrem toten Baby, würde den Leichnam mit ihrem empfindsamen Rüssel berühren, ihn herumdrehen und streicheln. In einer Elefantenherde gab es keine größere Liebe als die Liebe einer Mutter.

Hilf mir, Elefantenmama, dachte ich, als ich das Licht ausschaltete.

In den frühen Morgenstunden erhielt Dan einen An-

ruf von der Nachtschwester. Brittany hatte ihre Infusionsschläuche herausgezogen und wollte aus der Intensivstation verschwinden. Ob er kommen könne und helfen? Ich schlief weiter, von dem Anruf bemerkte ich nichts.

Als Gary und ich am nächsten Morgen aufwachten, war Dan nicht da. Wir fuhren mit Brittanys Auto zum Krankenhaus. Ärzte kamen und gingen. Immer wieder sollte Brittany sich aufsetzen und kleine Aufgaben erledigen. Der Arzt wirkte zufrieden, weil sie die Tests mit Bravour bestand. Sie sollte auf seine Nase starren, und er überprüfte ihr peripheres Sehen. Er nahm eine Stifttaschenlampe, beobachtete ihre Pupillen und bat sie, das Licht von Seite zu Seite zu verfolgen. Mit einem Gummihammer schlug er sanft gegen ihre Knie, und ihre Beine zuckten genau wie bei jedem anderen. Sie sollte lächeln, Grimassen schneiden und die Stirn runzeln. Sie wurde gefragt, wie der Präsident hieß, welchen Wochentag und welches Jahr wir hätten. Ich war beeindruckt; ich selbst hätte vielleicht 2013 gesagt, weil wir erst den 2. Januar hatten. Aber Brittany beantwortete alle Fragen richtig.

Selbst als man ihr drei Gegenstände nannte und Brittany sie nach einigen anderen Tests aufzählen sollte, machte sie keine Fehler. Sie spürte die Nadelstiche auf der Haut und erkannte die Zahlen, die man ihr auf den Rücken malte. Sie konnte mit ihrem Finger erst ihre Nasenspitze und dann den Finger des Arztes berühren. Sie erkannte das Stethoskop, das sie mit geschlossenen Augen abtasten sollte. Jeder Test gab meinem Herzen neue Hoffnung und Ruhe. Sie schaffte es problemlos, mit einer Ferse über das Schienbein des anderen Beines zu fahren. Meine Tochter bestand jeden Test mit Leichtigkeit. Es konnte also gar nichts Ernstes sein. *Es ist bestimmt nur*

ein Problem mit dem Auge, dachte ich, nur mit diesem einen hängenden Lid.

Am späten Nachmittag des dritten Tages, den wir im kommunalen Krankenhaus verbrachten, betrat ein anderer Arzt Brittanys spärlich beleuchtetes Zimmer. Wir waren ihm früher schon mal begegnet. Er wiederholte die Tests mit dem Licht, dem Hammer, dem Hochdrücken und Runterdrücken. Dan, Gary und ich beobachteten ihn, als er Brittanys Krankenblatt durchsah, etwas darauf kritzelte und zur Tür ging. Er trug Freizeitkleidung, die einem Jogginganzug ähnelte, fast, als wolle er laufen gehen, nachdem er kurz bei uns hereingeschaut hatte.

Als er schon halb zur Tür hinaus war, hörte ich Brittanys Stimme. »Hey, sind Sie mein Arzt? Gehen Sie nicht. Ich würde gerne mit Ihnen reden.«

Der Mann zögerte, dann kam er wieder herein. »Ja, ich bin Ihr Neurochirurg«, erwiderte er.

»Haben Sie meine Kernspinbilder ausgewertet? Können Sie mir sagen, was los ist?« Britts Stimme schien aus den Schatten des Zimmers zu dringen. »Ich bin jetzt seit über achtundvierzig Stunden hier, und niemand hat mir etwas erzählt.«

Der Arzt trat von einem Bein aufs andere. Er schlug die Mappe in seiner Hand auf und blätterte ein paar Seiten um, um Zeit zu schinden. Diese Sekunden waren kein gutes Zeichen.

»Sie haben eine große infiltrierende Läsion ohne Kontrastmittelaufnahme im linken Präfrontallappen, die sich posterior in den linken Temporallappen erstreckt. Zusätzlich reicht sie in die rechte Hemisphäre und drückt auf die rechte Hirnkammer.« Der Neurochirurg sprach leise,

aber deutlich. Er sah kurz von der Akte auf, dann senkte er wieder den Blick. Er ging zur Tür.

Dumm, wie ich bin, war ich erleichtert. Eine Läsion klang nicht allzu schlimm. Er hatte nicht *Tumor* gesagt. Er hatte nicht das K-Wort benutzt. Nach einem Eingriff im Mund hatte ich auch eine Läsion gehabt; war das nicht so etwas Ähnliches wie ein Geschwür?

»Ich habe also einen Hirntumor. Einen großen Hirntumor?« Brittany sprach mit fester Stimme und deutlich lauter als der Arzt. »Können Sie das genauer ausführen? *Infiltrierend*?« Britt zog die Augenbrauen hoch. »Können Sie mir erklären, was eine ›große infiltrierende Läsion‹ ist? Was bedeutet das?«

Ich sah meine Tochter an, die versuchte, den Blick des Arztes aufzufangen. Ihre grünen Augen waren durchdringend wie Laser. Das Wort »infiltrierend« hatte ich auch gehört. Es war mir ebenso aufgestoßen, trotzdem hoffte ich, Britt würde nur einen voreiligen Schluss ziehen.

Dem Chirurgen war sichtlich unbehaglich zumute. »Der Kernspintomografie nach würde ich sagen, dass Sie einen primären Hirntumor haben. Das heißt, der Tumor ist im Gehirn entstanden. Er hat nicht von einem anderen Teil Ihres Körpers aus metastasiert.« Der Arzt trat von einem Fuß auf den anderen und vermied Blickkontakt. »Ausgehend von den Bildern und Ihrem Alter vermute ich, dass es ein Gliom ist, möglicherweise astrozytär.«

Diese Information war ein Schlag in die Magengrube. Ich war von dem Wort »Hirntumor« wie benommen und kramte hektisch in meiner Handtasche nach Stift und Zettel, um mir »Gliom« und »astrozytär« aufzuschreiben. Der Arzt redete schnell und benutzte medizinische Fachausdrücke, die ich nicht verstand.



Deborah Ziegler

Die Welt ist ein schöner Ort

Der Weg meiner Tochter in einen würdevollen Tod

Taschenbuch, Klappenbroschur, 448 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-15957-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2018

Am Silvesterabend des Jahres 2013 wird die 29-jährige Brittany Maynard wegen unerträglicher Kopfschmerzen ins Krankenhaus eingeliefert. Kurz darauf erfährt sie, dass ein Hirntumor in ihrem Kopf wütet und sie nur noch wenige Monate zu leben hat. Für Brittany steht fest: Sie wird nicht warten, bis der Tumor sie ihres Wesens beraubt und ihr ein qualvolles Ende bereitet. Sie ist entschlossen, gegen das bestehende Gesetz in Kalifornien den Zeitpunkt ihres Todes selbst zu bestimmen. Es beginnt ein zäher Kampf, doch sie findet einen Weg: Elf Monate nach der Diagnose nimmt sie ein todbringendes Medikament zu sich und stirbt in Oregon, umringt von Familie und Freunden. In ihrem Buch erzählt Brittanys Mutter vom unglaublichen Mut ihrer Tochter – und ihrem beispiellosen Einsatz für einen würdevollen Tod.

 [Der Titel im Katalog](#)